

Sammlung Metzler

Grundbegriffe der analytischen Philosophie

Mit einer Einleitung von Ansgar Beckermann

Bearbeitet von
Peter Prechtl

1. Auflage 2004. Taschenbuch. vii, 232 S. Paperback
ISBN 978 3 476 10345 1
Format (B x L): 12,7 x 20,3 cm
Gewicht: 266 g

[Weitere Fachgebiete > Philosophie, Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft > Metaphysik, Ontologie > Analytische Philosophie](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Vorwort

Die *Grundbegriffe der analytischen Philosophie* sollen den Studierenden und den philosophisch Interessierten ein handliches Arbeitsmittel bieten, um den Zugang zu jener als ›analytisch‹ bezeichneten Form des Philosophierens zu finden. Wenn von »Grundbegriffen« die Rede ist, dann sollte daraus nicht mißverständlich geschlossen werden, es handle sich dabei um jenen Korpus von Begriffen, aus dem ein System der Philosophie ableitbar wäre. Eine derartige Systemkonzeption ist nicht in Einklang zu bringen mit dem eigentlichen Ansinnen der analytischen Philosophie. Von Grundbegriffen ist in unterschiedlicher Bedeutung die Rede. Das Lexikon umfaßt die Begriffe, die eine zentrale Rolle spielen für die Problemstellungen und Problemlösungen, wie sie spezifisch für die analytische Philosophie sind. Nicht selten werfen derartige Begriffe im Verlauf der Entwicklung ihrerseits wieder einen Komplex von Fragen auf, deren Antworten zu Veränderungen der ursprünglichen Positionen führen. Und nicht zuletzt zählen zu den Grundbegriffen jene Ausdrücke und Versatzstücke der formalen Logik, die gleichsam als Handwerkszeug des analytisch Philosophierenden zu verstehen sind.

Ansgar Beckermann danke ich, daß er im Rahmen einer Einleitung eine engagierte Stellungnahme dafür liefert, was man sich unter der analytischen Philosophie vorzustellen habe, und die Argumente dafür anführt, die für die analytische Art des Philosophierens sprechen. Den Leser/innen wird darin ein kenntnisreicher Überblick über den Entwicklungsverlauf der analytischen Philosophie und den darin verwobenen Problemen und Problemverschiebungen geboten.

Wer erstmals den Zugang zu diesem Philosophieren sucht, sieht sich mit der Schwierigkeit konfrontiert, gleichsam in einen bereits über Jahre hinweg geführten Diskussionsprozeß hineingeworfen zu werden. Er erfährt darin Antworten, für die er sich erst das nötige Problemverständnis erwerben muß. Die *Grundbegriffe der analytischen Philosophie* sollen ihm die dazu erforderlichen Hilfestellungen bieten.

Die Artikel geben die Werke der für den erklärten Begriff repräsentativen Autoren an und bieten, soweit es angebracht erscheint, einführende oder weiterführende Literatur neueren Datums, die den Zugang in die dem Begriff zugehörige Thematik ermöglichen soll. Die einzelnen Begriffserläuterungen sollen jeweils für sich verständlich sein,

ohne daß die Leser/innen durch zahlreiche Querverweise zu ständigem Weiterblättern genötigt wären. Daraus resultierende Redundanzen sind bewußt in Kauf genommen: Einzelne Begriffe kommen in verschiedenen Kontexten und Zusammenhängen wiederholt zur Sprache. Die vorhandenen Verweise (↗) sind ein Angebot an die Leser/innen, dem thematischen Bezug innerhalb des Lexikons nachzugehen. Wo es aus Gründen der Verständlichkeit geboten war, wurde mitunter der Erläuterung eines Begriffs mehr Platz eingeräumt, als es dessen systematischer Stellenwert hätte erwarten lassen.

Die Begriffserläuterungen werden ergänzt durch Kurzbiographien jener Autoren, die für die Entwicklung der analytischen Philosophie entscheidende Akzente gesetzt haben. In der gebotenen Kürze werden darin die markanten Aussagen und Theoreme dargestellt, die Grundlegungsfunktion für das analytische Philosophieren haben oder die weiterführende Diskussion in eine bestimmte Richtung gelenkt haben, ebenso werden die Bezüge zu anderen Autoren oder auch Kontroversen zumindest angedeutet. Den Leser/innen soll auf diese Weise zumindest ein rudimentärer Überblick über die entscheidenden Etappen der analytischen Philosophie, über die Diskussion der Probleme und ihrer Lösungsstrategien geboten werden. Für eine umfangreichere Information zu den entsprechenden Autoren sei auf das *Metzler Philosophen Lexikon* (2003) verwiesen. Weitere Begriffe aus angrenzenden Bereichen und Disziplinen können im *Metzler Philosophie Lexikon* (1999) nachgeschlagen werden, aus dem der vorliegende Band hervorgegangen ist.

Peter Prechtl

Einleitung

Gut 100 Jahre ist die Analytische Philosophie jetzt alt, und alles in allem kann man ihre bisherige Geschichte durchaus als Erfolgsgeschichte bezeichnen. Allerdings hört man jetzt immer häufiger die Rede von einer post-analytischen Philosophie, und es mehren sich Stimmen, die von einem Ende des analytischen Philosophierens reden. An einem so unverdächtigen Ort wie dem »The Philosophical Gourmet Report 2000-2001« findet sich etwa die folgende Bemerkung:

The conventional demarcation of ›analytic‹ versus ›Continental‹ philosophy is less and less meaningful. With the demise of analytic philosophy as a substantive research program since the 1960s [...], ›analytic‹ simply demarcates a style of scholarship, writing and thinking: clarity, precision and argumentative rigor are paramount. Thus, ›analytic‹ philosophy is now largely coextensional with good philosophy and scholarship, regardless of topic or figure. It is no surprise, then, that the best work on so-called ›Continental‹ figures is done largely by philosophers with so-called ›analytic‹ training. (Zu finden unter der URL: <http://www.blackwellpublishers.co.uk/gourmet/rankings.htm#US>)

Um zu verstehen, wie es zu dieser Einschätzung kommen konnte, sollte man zunächst einen Blick zurück werfen. In ihrem Manifest die *Wissenschaftliche Weltauffassung – der Wiener Kreis* von 1929 betonen Carnap, Hahn und Neurath zwei Punkte ganz besonders.

Wir haben die *wissenschaftliche Weltauffassung* im wesentlichen durch *zwei Bestimmungen* charakterisiert. *Erstens* ist sie *empiristisch und positivistisch*: es gibt nur Erfahrungserkenntnis, die auf dem unmittelbar Gegebenen beruht. Hiermit ist die Grenze für den Inhalt legitimer Wissenschaft gezogen. *Zweitens* ist die wissenschaftliche Weltauffassung gekennzeichnet durch die Anwendung einer bestimmten Methode, nämlich der *logischen Analyse*. Das Bestreben der wissenschaftlichen Arbeit geht dahin, das Ziel, die Einheitswissenschaft, durch Anwendung dieser logischen Analyse auf das empirische Material zu erreichen. (R. Carnap/H. Hahn/O. Neurath: *Wissenschaftliche Weltauffassung – der Wiener Kreis*. Wien: Veröffentlichungen des Vereins Ernst Mach 1929, 19)

Die beiden Hauptstichworte waren also: *Ablehnung der Metaphysik* bzw. *Philosophie und Methode der logischen Analyse der Sprache*. Erwähnt wird auch noch das Ziel der Einheitswissenschaft, das bis heute die Analytische Philosophie in Form einer naturalistischen Grundstimmung geprägt hat. Bleiben wir aber zunächst bei den ersten beiden Punkten.

Diese hängen enger zusammen, als aus dem Zitat hervorgeht. Die logische Analyse der Sprache sollte nämlich nicht nur der Beförderung der Einheitswissenschaft dienen, sondern gerade auch der Kritik traditioneller

philosophischer Theorien. Ganz klar wird das im Titel von Carnaps berühmten Aufsatz »Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache«. Wie Carnap selbst schreibt, geht es in diesem Aufsatz darum, »auf die Frage nach der Gültigkeit und Berechtigung der Metaphysik eine neue und schärfere Antwort zu geben [...] Auf dem Gebiet der *Metaphysik* [...] führt die logische Analyse zu dem negativen Ergebnis, daß *die vorgeblichen Sätze dieses Gebiets gänzlich sinnlos sind*« (R. Carnap: »Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache«, in: *Erkenntnis* 2 (1931), 219f.).

»Sinnlos« kann ein Satz aus zwei Gründen sein. »[E]ntweder kommt ein Wort vor, von dem man irrtümlich annimmt, daß es eine Bedeutung habe, oder die vorkommenden Wörter haben zwar Bedeutungen, sind aber in syntaxwidriger Weise zusammengestellt, so daß sie keinen Sinn ergeben« (ebd., 220). Ein Beispiel für einen sinnlosen philosophischen Terminus ist für Carnap das Wort »Prinzip«. Dieses Wort hätte einen Sinn, wenn klar wäre, unter welchen Bedingungen Sätze der Form » x ist das Prinzip von y « wahr sind. Aber auf die Frage nach solchen Wahrheitsbedingungen erhält man in der Regel nur Antworten wie: » x ist das Prinzip von y « bedeute in etwa dasselbe sei wie » y geht aus x hervor« oder »das Sein von y beruht auf dem Sein von x « oder » y besteht durch x «. Doch diese Antworten helfen nicht wirklich weiter, da sie selbst entweder mehrdeutig oder nicht wörtlich gemeint sind. Es gibt z.B. einen klaren Sinn von »hervorgehen«, in dem etwa ein Schmetterling aus einer Raupe hervorgeht. Aber dies, so werden wir belehrt, sei nicht der gemeinte Sinn.

Das Wort »hervorgehen« solle hier nicht die Bedeutung eines Zeitfolge- und Bedingungsverhältnisses haben, die das Wort gewöhnlich hat. Es wird aber für keine andere Bedeutung ein Kriterium angegeben. Folglich existiert die angeblich »metaphysische« Bedeutung, die das Wort im Unterschied zu jener empirischen Bedeutung hier haben soll, überhaupt nicht. (ebd., 225)

Sätze wie »Das Nichts nichtet« sind nach Carnap im zweiten Sinne sinnlos. Wenn man auf die Frage »Was ist draußen?« die Antwort erhält »Draußen ist ein Mann«, dann kann man sinnvoll weiter fragen »Was ist mit diesem Mann?«. Wer aber auf die Antwort »Draußen ist nichts« weiter fragt »Was ist mit diesem Nichts?«, der hat einfach nicht begriffen, daß die beiden Sätze »Draußen ist ein Mann« und »Draußen ist nichts« sich in ihrer logischen Struktur grundsätzlich unterscheiden. Der erste Satz hat die logische Form » $\exists x(x \text{ ist draußen und } x \text{ ist ein Mann})$ «; der zweite dagegen die logische Form » $\neg \exists x(x \text{ ist draußen})$ «. Und wenn man auf die Frage »Was ist draußen?« eine Antwort dieser Form bekommt, dann gibt es schlicht kein x , bzgl. dessen man fragen könnte »Was ist mit diesem x ?«. Mit Hilfe dieser beiden Argumentationsfiguren meint Carnap, die Sinnlosigkeit aller Metaphysik nachweisen zu können. Der Streit um den Unterschied zwischen Realismus und Idealismus, um die Realität der Außenwelt und um die Realität des Fremdpsychischen – in Carnaps Augen alles Probleme, die mit Hilfe logischer Analyse als Scheinprobleme entlarvt werden können (R. Carnap: *Scheinprobleme in der Philosophie. Nachwort von Günther Patzig*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1966 [1. Aufl., Berlin 1928]).

Bis jetzt habe ich nur Carnap als Vertreter des sogenannten formalsprachlichen Zweigs der Analytischen Philosophie zu Wort kommen lassen. Aber seine metaphysikkritische Grundeinstellung findet sich ebenso gut auch bei Vertretern der Philosophie der normalen Sprache. Wie für Carnap, Hahn und Neurath ist auch für Wittgenstein ›Metaphysik‹ ein Name für die illegitime traditionelle Philosophie. Legitime Philosophie ist für ihn Kritik der Sprache. Schon im *Tractatus* schreibt er: »Die meisten Sätze und Fragen, die über philosophische Dinge geschrieben worden sind, sind nicht falsch, sondern unsinnig« (4.003). Philosophie besteht in dem Versuch, Scheinprobleme zu lösen, die sich aus einem mangelnden Verständnis der Logik der Sprache ergeben.

The only legitimate task of philosophy is analytic and elucidatory. It neither aims at the discovery of new truths, nor shares the piecemeal methods of the sciences. For there are no ›philosophical propositions‹. Philosophy, unlike science, is not a body of doctrine, but an activity of clarifying non-philosophical propositions through logical analysis [...]. (H.J. Glock: *A Wittgenstein Dictionary*. Oxford: Blackwell 1996, 294)

Diese Auffassung hat Wittgenstein in seinen späteren Schriften zwar weiter entwickelt; aber die Grundlinie blieb dieselbe – die Ablehnung der Idee, es könne so etwas wie eine substantielle Philosophie geben. Und diese Idee findet sich in unterschiedlicher Form auch bei anderen Vertretern der Philosophie der normalen Sprache wie Austin und Ryle.

Es war also eine weithin geteilte Auffassung, daß nur die Wissenschaften Auskunft über die Realität geben können. Philosophie selbst könne neben den Wissenschaften bestenfalls als Wissenschaftstheorie und/oder Sprachanalyse überleben. Ihre Aufgabe sei es, die Wissenschaften besser zu verstehen und uns vor Fehlern zu bewahren, die sich aus einem falschen Verständnis der Sprache ergeben.

Wenn man diese metaphysik- und philosophiekritische Einstellung, die alle Vertreter der aufstrebenden Analytischen Philosophie einte, mit dem vergleicht, was heute unter dem Namen ›Analytische Philosophie‹ betrieben wird, kommt man nicht umhin zuzugeben, daß sich vieles grundlegend verändert hat. Und dies ist umso verblüffender, als es, oberflächlich gesehen, gar keinen erkennbaren Bruch in der Entwicklung der Analytischen Philosophie gegeben zu haben scheint. Mehr oder weniger unmerklich kehrten die traditionellen Themen der Philosophie zurück, bis, so muß man es wohl sagen, die überkommene Philosophie eine vollständige Wiederauferstehung feiern konnte. Wie war das möglich? Wie konnte es zu solch einem grundstürzenden Umschwung *innerhalb* der Analytischen Philosophie kommen?

In der Regel werden hier zwei Namen und zwei Werke angeführt, die den Umschwung vielleicht nicht wirklich einleiteten, aber doch ein deutliches Zeichen dafür waren, daß hier etwas in Gang gekommen war – Quines »Two Dogmas of Empiricism« von 1951 (wieder abgedruckt in: W.V.O. Quine: *From a logical point of view*. 2nd edition. New York 1961) und Peter F. Strawsons *Individuals* (London: Methuen 1959). Dies ist sicher in vielerlei Hinsicht zutreffend.

Quines Kritik richtete sich gegen die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen und damit – so wurde es jedenfalls vielfach verstanden – gegen die Möglichkeit von Philosophie überhaupt. Wenn sich nämlich die Bedeutung eines Satzes nicht klar von seinem empirischen Gehalt trennen lässt, ist logische Analyse offenbar unmöglich. Also gibt es keine klare Grenze zwischen Philosophie und Wissenschaft. Und dies scheint tatsächlich Quines Position gewesen zu sein: Eigentlich gibt es gar keine Philosophie, sondern nur Wissenschaft. Jedenfalls hat er diese Position für die Erkenntnistheorie explizit vertreten. Erkenntnistheorie hat in seinen Augen nur Sinn, wenn sie – mit den Mitteln der Wissenschaft – der Frage nachgeht, auf welche Weise in unserem kognitiven System der »magere« sensorische Input in umfassende Theorien über die Welt verwandelt wird (»Epistemology Naturalized«, in: W.V.O. Quine: *Ontological Relativity and Other Essays*, New York: Columbia University Press 1969, 83).

Die Rolle, die Strawsons Buch *Individuals* gespielt hat, war eine völlig andere. Ganz im Gegensatz zur Position Quines erschien dieses Buch vielen als der Versuch, die traditionelle Philosophie zu rehabilitieren. Auf jeden Fall führte es zu einer Entdämonisierung des Wortes »Metaphysik«. Denn Strawsons Ziel war ausdrücklich eine »deskriptive Metaphysik«, d.h., die Rekonstruktion der impliziten Ontologie, die in den begrifflichen Grundkategorien unserer Sprache enthalten ist. Sicher kann man diesen Versuch noch ganz im Sinne des Programms der Sprachanalyse verstehen – also so, daß es Strawson nicht darum ging, eine (philosophische) Theorie der Grundstrukturen der Welt zu liefern, sondern nur darum aufzuzeigen, welche Weltsicht in unserer Sprache verborgen ist. Trotzdem: Die Parallelen zu Aristoteles und Kant sind allzu deutlich; und deshalb kann man *Individuals* eben auch als den Versuch verstehen, an bestimmte Konzeptionen traditioneller Philosophie neu anzuknüpfen.

Trotzdem wäre es verkehrt, das Ende der traditionellen Analytischen Philosophie nur auf das Erscheinen zweier Werke zurückzuführen. Mindestens ebenso wichtig waren einige längerfristige Entwicklungen, zu denen unter anderem die Debatte um die Haltbarkeit des empiristischen Sinnkriteriums gehörte. Schon Popper hatte sich geweigert, von einem »Sinnkriterium« zu sprechen, und vorgeschlagen, statt dessen den Ausdruck »Abgrenzungskriterium« zu verwenden. Sätze, die sich empirisch falsifizieren lassen, sind wissenschaftliche Sätze; Sätze, bei denen das nicht der Fall ist, gehören nach Popper zwar nicht in den Bereich der Wissenschaften, sind deshalb aber noch lange nicht sinnlos. Doch weniger Poppers Vorschlag zur Güte als vielmehr die Erkenntnis, daß auch zentrale wissenschaftliche Ausdrücke wie »Elektron« oder sogar »Masse« den strengen Anforderungen des empiristischen Sinnkriteriums nicht genügen, führte dazu, daß dieses Kriterium im Lauf der 1940er und 1950er Jahre Schritt für Schritt aufgegeben wurde. Damit war der Analytischen Philosophie allerdings ein zentrales Werkzeug zur Destruktion der traditionellen Philosophie abhanden gekommen. Wenn Termini wie »Elektron« und »Masse« keinen klaren empirischen Gehalt haben, warum sollte man das von Ausdrücken wie »Prinzip« oder »Gott« erwarten? Wenn Sätze wie »Elektronen haben eine Ruhemasse von $9,109 \cdot 10^{-28}$ Gramm«

einen Sinn haben, warum sollten dann Sätze wie »Gott ist der Schöpfer der Welt« sinnlos sein? Der Fall des empiristischen Sinnkriteriums war, wenn man mir dieses Bild verzeiht, die Einbruchsstelle, durch die zunächst die traditionelle philosophische Terminologie in die Analytische Philosophie zurückkehren konnte. Und in deren Gefolge kamen auch die Probleme der traditionellen Philosophie zurück, und zwar in rasantem Tempo und – ohne daß dies großes Aufsehen hervorrief.

Der Grund für diese besondere Art von Renaissance lag zu einem großen Teil sicher darin, daß viele frühere Versuche, philosophische Probleme als Scheinprobleme zu entlarven, im Lauf der Zeit ihre Überzeugungskraft verloren. Nehmen wir Carnaps Unterscheidung zwischen internen und externen Problemen. Carnap war der Auffassung, daß ontologische Fragen wie »Gibt es Zahlen?« oder »Gibt es materielle Gegenstände?« wörtlich genommen sinnlos sind. Denn tatsächlich geht es in seinen Augen bei diesen Fragen allein darum, ob wir bei der Beschreibung und Erklärung der Welt eine Sprache wählen sollen, die Zahlausdrücke oder Ausdrücke für materielle Gegenstände enthält. Wenn wir uns für eine solche Sprache entschieden haben, können wir Fragen stellen wie »Ist 8 durch 3 teilbar?« oder »Gibt es unendliche viele Primzahlen?«. Und diese *internen* Fragen erlauben klare Ja-Nein-Antworten. Die Sätze »8 ist durch 3 teilbar« oder »Es gibt unendliche viele Primzahlen« sind also innerhalb der entsprechenden Sprachen wahr oder falsch. Die Frage, welche Sprache wir bei der Beschreibung und Erklärung der Welt wählen sollen, ist als *externe* Frage dagegen keine Frage von Wahrheit oder Falschheit, sondern eine Frage der Nützlichkeit und damit letztlich eine Frage der pragmatischen Entscheidung.

In dem schon erwähnten Aufsatz »Two Dogmas of Empiricism« hat Quine allerdings argumentiert, daß auch interne Fragen oft nur pragmatisch beantwortet werden können. Denn wenn wir unsere Theorien an der Erfahrung überprüfen, sind selbst widerspenstige Erfahrungen immer nur mit einer *Menge* von Sätzen und niemals nur mit einem *einzelnen* Satz unvereinbar. Auch widerspenstige Erfahrungen lassen damit die Frage offen, welcher dieser Sätze falsch ist. Also müssen wir diese Frage aufgrund pragmatischer Überlegungen selbst entscheiden. Wenn das so ist, gibt es aber, so Quine, keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen externen und internen Fragen. D.h., auch die Frage, welches Sprachsystem wir wählen sollen, ist in Quines Augen eine wissenschaftliche Frage, die mit den normalen wissenschaftlichen Methoden beantwortet werden kann. Wenn sich herausstellt, daß die *erklärungskräftigste* Theorie in einer Sprache formuliert ist, die Zahlausdrücke enthält, ist dies somit ein gutes Argument für die Annahme, daß es Zahlen wirklich gibt. Quine plädiert hier also eindeutig für die Position, daß auch ontologische Fragen – wie die Frage, ob es Zahlen gibt – wissenschaftlich beantwortet werden müssen. Doch dies war für die Entwicklung der Analytischen Philosophie weit weniger entscheidend als die Tatsache, daß damit ontologische Fragen *als solche* rehabilitiert waren.

Ein zweites Beispiel: Wittgenstein und Ryle hatten vehement für die These gestritten, das traditionelle Leib-Seele-Problem beruhe schlicht auf einem Mißverständnis der Art und Weise, wie wir in der normalen Spra-

che über mentale Phänomene reden. Eine genaue Analyse zeige hier, daß mentale Ausdrücke keine mysteriösen inneren Episoden bezeichnen, zu denen nur die jeweilige Person selbst einen epistemischen Zugang habe; vielmehr bezeichnen diese Ausdrücke ganz »normale«, auch anderen Personen zugängliche Phänomene wie etwa die elektrische Ladung oder den Magnetismus bestimmter Körper. Obwohl diese Position im Grundsatz von den allermeisten akzeptiert wurde, zeigte sich bald, daß damit das traditionelle Leib-Seele-Problem keineswegs gelöst war. Denn auch wenn es sich bei mentalen Eigenschaften um ganz »normale« Eigenschaften handelt, bleibt die Frage, wer der Träger dieser Eigenschaften ist; und erst recht bleibt die Frage, wie sich die mentalen Eigenschaften einer Person zu ihren physischen Eigenschaften verhalten.

In ähnlicher Weise büßten auch viele andere Versuche, traditionelle philosophische Probleme als Scheinprobleme zu entlarven, ihre Überzeugungskraft ein. Und so ist es kein Wunder, daß in der Erkenntnistheorie die traditionelle Skepsis eine bemerkenswerte Renaissance erlebte, so daß wir heute wieder ganz selbstverständlich über die Frage diskutieren, ob wir nicht Gehirne im Tank sein könnten. Selbst die Frage nach der Möglichkeit von synthetischen Aussagen *a priori* steht wieder auf der Tagesordnung. In der Philosophie des Geistes begann der Umschwung, wie schon angedeutet, mit der Identitätstheorie, in deren Gefolge zunächst der Eigenschaftsdualismus und dann sogar der Substanzdualismus wieder hoffähig wurden. In der Sprachphilosophie werden realistische und intentionalistische Semantiken diskutiert; die Wittgensteinsche Gebrauchstheorie der Sprache ist keineswegs mehr die einzige Alternative. Am verblüffendsten ist aber sicher die Wiederkehr der normativen Ethik. Nach vielen Jahren, in denen sich ethische Überlegungen allein auf metaethische Fragen beschränkt hatten, ist es – hauptsächlich wohl aufgrund John Rawls epochemachendem Werk *A Theory of Justice* (Cambridge MA: Harvard University Press 1971) – wieder möglich, über Freiheit und Gerechtigkeit zu reden, über den Status ungeborenen Lebens und über den Umgang mit Sterbenden. Alles in allem bleibt somit nur die Feststellung: Das Projekt der *Abschaffung* der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache ist grandios gescheitert.

Rückblickend kann man also sagen, daß die Analytische Philosophie *ursprünglich* durch zumindest eine der folgenden drei Thesen gekennzeichnet war:

1. *Ziel* der Philosophie ist die Überwindung der Philosophie durch Sprachanalyse.
2. Die einzige (legitime) *Aufgabe* der Philosophie ist die Analyse der (Alltags- oder Wissenschafts-)Sprache.
3. Die einzige *Methode*, die der Philosophie zur Verfügung steht, ist die Methode der Sprachanalyse.

Aber spätestens seit 1975 gab es kaum noch jemanden, der auch nur eine dieser Thesen unterschrieben hätte. Mit anderen Worten: Die Analytische Philosophie in dem Sinne, in dem dieser Ausdruck in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstanden wurde, ist *passé*. Die *traditionelle* Analytische Philosophie ist – lautlos – untergegangen.

Erstaunlicherweise änderte das aber nichts daran, daß die meisten Beteiligten sich weiterhin als Vertreter oder Vertreterinnen der Analytischen Philosophie fühlten. Die Streben nach Abschaffung der traditionellen Philosophie oder auch nur die Auffassung, alle Philosophie beruhe auf (logischer) Analyse der Sprache, waren offenbar nicht das, was den Kern des Selbstverständnisses der Analytischen Philosophie ausmachte. Aber was war es dann?

An dieser Stelle wird häufig ein bestimmter *Stil* des Philosophierens angeführt, den ja auch der Autor des zu Beginn zitierten »The Philosophical Gourmet Report 2000-2001« hervorhebt – ein Stil, der durch begriffliche Klarheit, Genauigkeit und argumentative Strenge ausgezeichnet ist. Daran ist sicher viel Wahres. Trotzdem ist meiner Meinung nach noch mehr im Spiel. In meinen Augen ist die heutige Analytische Philosophie auch gekennzeichnet durch eine bestimmte Auffassung davon, was Philosophie ist und wie man mit philosophischen Problemen umzugehen hat – wobei ich gleich zugebe, daß diese Auffassung keineswegs neu ist, sondern stark an philosophische Traditionen anknüpft, die weit über 2000 Jahre alt sind. Doch bleiben wir zunächst bei dem für die Analytische Philosophie charakteristischen Stil des Philosophierens.

Ernest LePore hat einmal im Gespräch berichtet, Quine sei der Auffassung gewesen, der Beginn der Analytischen Philosophie in den USA sei genau zu datieren. 1935 begleiteten Quine, Goodman und einige andere Kollegen Rudolf Carnap zu einem Vortrag vor der *Philosophical Association* in Baltimore. Nach dem Vortrag mußte sich Carnap mit einem Einwand Arthur Lovejoys auseinandersetzen, und das tat er in der für ihn und für die Analytische Philosophie charakteristischen Weise: »Wenn Arthur Lovejoy *A* meint, dann *p*, wenn er dagegen *B* meint, dann *q*.« Diese schöne Geschichte ist sehr bezeichnend. Denn an ihr wird *ein* Merkmal Analytischen Philosophierens schlagartig deutlich: Der Versuch, den *Inhalt* einer These so präzise wie irgend möglich herauszuarbeiten, und sei es um den Preis der Penetranz oder gar der Langeweile. Nur wenn klar ist, was mit einer bestimmten Annahme gemeint ist bzw. welche verschiedenen Lesarten sie zuläßt, kann man sagen, welche Argumente für oder gegen sie sprechen. *Begriffliche Implikationen* und *argumentative Zusammenhänge* so klar wie möglich herauszuarbeiten, ist also ein wesentliches Merkmal des Analytischen Philosophierens.

Auch dieses Merkmal ist sicher nicht neu, man findet es schon bei Platon und Aristoteles. Trotzdem kann man, wie mir scheint, ohne jede Übertreibung sagen, daß die Analytische Philosophie dem Versuch, begriffliche Implikationen und argumentative Zusammenhänge herauszuarbeiten, einen so zentralen Stellenwert eingeräumt hat wie keine andere Form des Philosophierens zuvor. Dabei war die Entwicklung der modernen Logik ohne Zweifel außerordentlich hilfreich. Sicher, nicht jeder Versuch einer Formalisierung hilft wirklich dem Verständnis; und manche formalen Überlegungen gleichen eher Spielereien. Aber, um nur einige Beispiele zu nennen: Ohne Freges »Entdeckung« der Quantoren und der mehrstelligen Prädikate und ohne Freges Idee, daß es sich bei Quantoren um Ausdrücke für

Begriffe zweiter Stufe handelt, sowie die sich aus dieser Idee ergebende neue Formelsprache wären uns viele logischen Zusammenhänge bei weitem nicht so klar, wie sie es heute sind. Man denke nur an Probleme wie die Stellung und den Bereich von Quantoren oder die Stellung von Negationszeichen und Modaloperatoren wie »notwendig« und »möglich«. Ohne die moderne Formelsprache der Logik wären diese Zusammenhänge nur sehr schwer zu überblicken. Auch über die Logik möglicher Welten mag man denken, wie man will; daß uns die damit verbundenen neuen Ausdrucksweisen bei vielen Problemen eine klarere Formulierung ermöglichen, läßt sich in meinen Augen kaum bestreiten.

Was den Versuch rigoroser Begriffsanalyse betrifft, kann man heute auch schon manchmal eher skeptische Töne hören. Die Diskussion um den Begriff des Wissens etwa sehen viele inzwischen durchaus kritisch; sie wird als unfruchtbar erlebt, als ein mehr oder weniger nutzloses Austauschen von Beispielen und Gegenbeispielen. Das ist sicher nicht ganz falsch. Trotzdem, Gettiers Entdeckung von Fällen, in denen wir nicht von Wissen sprechen würden, obwohl die drei Bedingungen des traditionellen Wissensbegriffs – Wissen = gerechtfertigte, wahre Überzeugung – alle erfüllt sind, war ein überaus wichtiges Ergebnis. Und die an diese Entdeckung anschließende Diskussion hat die Erkenntnistheorie ein erhebliches Stück weiter gebracht. Unter anderem dadurch, daß nun plötzlich die Bedeutung verlässlicher Mechanismen der Überzeugungsgewinnung zum ersten Mal richtig gewürdigt wurde. Ganz ohne Zweifel hat hier etwas, was ich einmal »theoretische Begriffsanalyse« nennen möchte, alte Zusammenhänge verdeutlicht und neue Zusammenhänge sichtbar gemacht, so daß wir das gesamte Feld heute sehr viel besser verstehen als früher.

Dies ist ganz generell ein nicht zu unterschätzender Fortschritt, den die Philosophie durch die Anwendung analytischer Methoden in den letzten hundert Jahren gemacht hat. Ob wir in der Religionsphilosophie die so genannten Gottesbeweise oder die Struktur des Problems des Übels nehmen, ob wir in der Erkenntnistheorie das Problem des Skeptizismus oder den Begriff der Rechtfertigung nehmen, ob wir in der Sprachphilosophie die Frage nehmen, wie sprachliche Ausdrücke zu ihren Bedeutungen kommen, oder schließlich in der Philosophie des Geistes die Frage nach der Naturalisierbarkeit des Mentalen, ganz generell gilt, daß wir diese Probleme heute sehr viel besser verstehen als vor 100 Jahren. Es kann z.B. gar kein Zweifel daran bestehen, daß die Sprachphilosophie ohne die Beiträge von Frege, Wittgenstein, Austin, Quine, Kripke, Davidson und Kaplan heute sehr viel ärmer wäre. Und von wie vielen Beiträgen außerhalb der Analytischen Philosophie im 20. Jahrhundert kann man wohl Ähnliches behaupten?

Aber verlassen wir den durch die Stichwörter »begriffliche Klarheit«, »Genauigkeit« und »argumentative Strenge« charakterisierten Stil analytischen Philosophierens; es gibt noch andere Punkte, die in meinen Augen für das Philosophieverständnis der gegenwärtigen Analytischen Philosophie entscheidend sind. Der wichtigste dieser Punkte ist vielleicht, daß in den Augen Analytischer Philosophen die Philosophie ein ganz normales Fach im Kanon aller anderen universitären Fächer darstellt. Das soll nicht heißen,

daß ihrer Meinung nach Philosophie nicht ihre eigenen Probleme und Methoden hätte. Vielmehr gilt genau umgekehrt: Philosophie ist ein ganz normales Fach, weil sie – wie alle anderen Fächer auch – ihre spezifischen Probleme und Methoden besitzt. Genauer gesagt: In den Augen der meisten Analytischen Philosophen gibt es eine Reihe von philosophischen Sachfragen, die seit dem Beginn der Philosophie immer wieder gestellt wurden und die noch heute für die Philosophie kennzeichnend sind – Sachfragen, auf die die Philosophie mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln eine Antwort zu finden versuchen muß. Zu diesen Sachfragen gehören ›große‹ Fragen wie:

- Gibt es einen Gott?
- Können wir die Existenz der Außenwelt zweifelsfrei beweisen?
- Worin besteht die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke?
- In welchem Verhältnis stehen Körper und Geist zueinander?
- Ist Freiheit mit Determiniertheit vereinbar?
- Lassen sich moralische Normen rational begründen?
- Was ist eine gerechte Gesellschaft?
- Was macht eine Sache schön?

Aber auch ›kleinere‹ Fragen wie:

- Wie unterscheiden sich indexikalische von anderen sprachlichen Ausdrücken?
- Sind Eigennamen starre Bezeichner?
- Haben Emotionen eine kognitive Komponente?
- Können Empfindungen als repräsentationale Zustände aufgefaßt werden?
- Welche Rolle spielen Sinnesdaten bei der Wahrnehmung?
- Sind Farben real?
- Was spricht für den Externalismus in der Erkenntnistheorie?
- Genießen Embryonen von Anfang an den vollen Schutz der Menschenrechte?

Entscheidend ist, daß Analytische Philosophen diese Fragen als *zeitunabhängige Sachfragen* auffassen, deren Beantwortung man *systematisch* in Angriff nehmen kann. Philosophie *ist* in ihren Augen nichts anderes als der Versuch, eben dies zu tun – der Versuch, in systematischer Weise rationale Antworten auf die Sachfragen zu finden, die das Themenspektrum der Philosophie ausmachen. Die Methode des Philosophen ist dabei einfach die Methode des rationalen Argumentierens. Und auch Argumente werden von Analytischen Philosophen als etwas aufgefaßt, was *nicht* relativ ist zu einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Kultur oder einem philosophischen System.

Die Analytische Philosophie hält in der Tat Rationalität und Vernunft nicht für historisch kontingent. Es scheint ihr unvernünftig anzunehmen, daß Descartes' Gottesbeweise zu seiner Zeit ganz in Ordnung waren, für uns heute aber ihre Gültigkeit verloren haben. Es kann in ihren Augen nicht sein, daß Platon zu seiner Zeit mit seiner Ideenlehre Recht hatte, während diese Position schon für Kant nicht mehr gültig war. Das heißt natürlich nicht, daß sich die Evidenzlage nicht ändern kann. Erst *nachdem* Russell die Paradoxien der Fregeschen Arithmetik entdeckt hatte, mußte jeder – auch